

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Drei Monate in England

Breidenbach, E. von

Leipzig, [1890?]

VII. Blumenmission

[urn:nbn:de:bsz:31-411317](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-411317)

Zum Schluß will ich noch melden, daß unter der Leitung von Mrs. Selse Leonard Distrikte besucht und besorgt werden, und täglich erweitert sich noch der Strom der Wohlthätigkeit bei dieser Mission, die mit einer Bibelfrau ihren Umfang genommen hat.

VII.

Blumenmission.

I. Blätter aus dem Hausbuche eines Londoner Hospitals.

Unter diesem Titel will ich meiner Leservelt etwas ganz Neues, etwas, das fast wie ein Märchen klingt, vorführen. Die „Blumenmission“, die nirgends so erfolgreich ins Leben treten kann als in dem überfüllten London, wo es Tausende giebt, die seit ihrer Kindheit keine Blume mehr gesehen haben. Die Bible Women finden wir auch heute in Hospitälern thätig.

Vor kurzem schrieb mir Mrs. Selse Leonard:

„In dieser Zeit, wo die alltägliche Klage „no work“ (keine Arbeit) der fast stündliche Refrain von Hunderten ist, beschleicht mein Herz ein stummes Wehe, so oft mir in meinem überfüllten Distrikte, Drury Lane, die Geburt eines Kindes gemeldet wird; ich muß mir sagen: Armes Geschöpfchen, was willst du nur hier in unserem überfüllten London, es giebt ja keinen Platz für dich in der Weltstadt, du kamst nur, um die Zahl der Elenden zu vermehren! Der Hunger ist ein grausamer Tyrann, Arbeitslosigkeit, Herzeleid sind zehrende Übel, welche die Widerstandskraft gegen das Böse lähmen müssen.

Dieses verschämte Elend, wie es nur London in gleichem Maße zu bieten im stande ist, das oft so heldenmütig getragen wird, ist mir ein mysteriöses, undurchdringliches Etwas, was wir nicht zu ergründen vermögen, dessen Nutzen uns die Ewigkeit wohl erst offenbaren wird!“

Warum das viele Elend und die Not der Kleinen? „Ja, liebe Freundin“, schrieb ich zurück, „gewiß nur, um uns, die von unserem Gott Begünstigteren, zur Wohlthätigkeit anzuhalten; um uns Mühigen Arbeit zu geben in seinem großen Erntefeld, wo die Ernte reichlich ist, aber der Arbeiter nur wenige sind!“

Wenn wir uns durch das Beispiel anderer belehren lassen wollen, so brauchen wir im Geiste nur einer Bibelfrau zu folgen, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, den armen Kranken Trost und Linderung zu bringen. Was sie thut, wird von hundert anderen ihrer Genossinnen zugleich gethan.

Wir folgen ihr jetzt zunächst in ein Heim des Leidens, in ein Londoner Hospital.

Ich möchte fast behaupten, daß solch ein Ort in London nichts Trauriges, nichts Abschreckendes hat.

Wohl wahr, die Qualen des Krankseins sind überall gleich, die kann man dem Patienten nicht ersparen, aber man sucht sie mit aufopfernder Liebe zu lindern.

Schöne, lustige Räume beherbergen die Armen, deren Existenz bis jetzt in dumpfen Kellern, haufälligen Spelunken u. eine furchtbare Marter gewesen ist. Hier umgeben sie freundliche Eindrücke, Sonne und Luft, die Wände sind mit Bildern und blumenumkrantten Sprüchen versehen. Man's mattes Auge ruht zuerst nur gleichgültig darauf, dann fängt der Patient an, sie als gute Freunde zu betrachten und an jener Leidensstätte „höret die Liebe wahrlich nimmer auf“. —

Tag und Nacht wacht sie am Krankentlager; dem Fieberkranken, der nach Labung lechzt, reicht sie den kühlenden Trank, mit leichter Hand pflegt sie die schmerzenden Wunden, spricht das Wort des Trostes und Ermahnung nach echter Frauenart. Der letzte brechende Blick eines Kranken drückt bereedt seine Dankbarkeit aus, auch vielleicht den Glauben, dem bis jetzt das arme Herz fremd gewesen ist, bis der Sterbende an der Schwelle der Ewigkeit das wahre Licht erkannt hat, das die letzten schweren Stunden verklärte. Und wie oft sind gerade solche Engel in menschlicher Gestalt den höchsten Ständen in England entstammt. Heroisch und dennoch zart und gefühlvoll haben sie sich dem Hospitaldienste geweiht, wo man es doch in den meisten Fällen mit den rauhesten Elementen zu thun hat.

Hier liegen sie, die Armen und Elenden, Männer und Frauen, die im Kampfe um ein kümmerliches Dasein unterlegen sind und sich aus dem Sumpfe des Verderbens nicht mehr herauszuarbeiten vermochten; Kinder, die keine Schuld an ihrem Elend tragen, gegen die aber schwer gesündigt worden ist, deren Untergang gewiß gewesen wäre, wenn sie nicht eine willkommene Krankheit oder irgend ein Unfall hierher verschlagen hätte, an diesen Ort, der so manchem zum Segensport geworden, wo er seinen Gott wiedergefunden, wo er dem wüsten Leben entsagt und den festen Voratz zu einem neuen gefaßt hat.

Gehen wir einmal zu der Kinderabteilung über. Da begrüßt uns der Text, von einem schönen gemalten Blumenkranze umgeben: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“ Gleich beim ersten Eintreten erblickt man ihn, er ist so angebracht, daß ihn alle kleinen Kranken sehen können.

Manche sitzen schon auf nach überstandener Krankheit, schauen in ihren roten Flanelljäckchen ganz munter um sich; dort aber liegt ein fast bis zum Skelett abgemagertes Kind, in dessen Leben wohl nur noch wenige Lichtstrahlen gefallen sind, ehe es von einem Stadtmissionär hierher gebracht wurde; es gehört ja zu der großen Familie der „Niemandskinder“, wie sie vielleicht schon als Strafenaraber den Lesern bekannt sind.

Ein gar klägliches Geschöpf ist jenes Würschchen dort, scheu, furchtsam, sodas es fast vor jeder Berührung angstvoll zurückschreit. Seine großen, aber vom verzehrenden Fieber unheimlich glänzenden Augen haben eben auf den Buchstaben des schönen Textes geruht, ohne ihn zu verstehen: die schweren Augenlider schließen sich wieder, aber wie magnetisch angezogen, öffnen sie sich abermals und suchen die verheißungsvolle Inschrift zu entziffern. Es will nicht recht gehen, denn der Strafenaraber kann schwer lesen. Nach einigen Tagen aber hat das franke Kind so viel verstanden, daß es sich hier um eine Einladung handelt; matt, das Köpfchen auf die eine Hand gestützt, fragt es seine Pflegerin, die sein Vertrauen zu gewinnen wußte, auf den Text deutend:

„Wer sagt dort kommen?“

Ihm liebevoll das Haar aus der brennend heißen Stirne

streichend, die kleine abgekehrte Hand ergreifend, antwortet in warmem Herzenstone die sanfte Pflegerin:

„Dein und unser aller Freund, mein Kind.“

„Wer denn?“ fragt fast ungeduldig der Kranke.

„Jesus, unser Erlöser!“

Unmutig schüttelt der Knabe das Haupt und setzt hinzu:

„Aber ich kenne ihn ja nicht! Wie kann ich zu ihm gehen?“

Allzuwahr, dieser kleine Heide der Weltstadt kannte weder Gott noch den Erlöser.

Die schöne Aufgabe wurde nun jener Frau zu teil, diese umnachtete kleine Kinderseele dem guten Hirten zuzuführen; sie that es mit innigem Gebet und Liebe, und ihr kleiner Patient folgte dem Spruch, der ihn so gewaltig angezogen hatte; er kam, durfte ganz und auf immer kommen, denn die kummervollen Tage seiner irdischen Laufbahn, die mit so viel Not, Entbehrungen, Herzeleid behaftet waren: vertauschte er mit der himmlischen Heimat, deren Weg ihm eine gläubige, fürsorgende Hand noch vor seinem Ende gezeigt hatte.

Heute herrscht in allen Sälen des Hospitals ein Geist der Erwartung. Es ist alles Störende aus dem Weg geschafft und man erwartet der Dinge, die da kommen sollten.

War selbst in den Abteilungen der Erwachsenen diese Regung vernehmbar, so war es in der Kinderabteilung um so mehr der Fall!

Da wollen die kleinen Patienten schon nicht mehr stille liegen, und die Wärterinnen müssen oft zur Geduld ermahnen und nimmer müde werden, den Fragen „Wann kommen sie denn?“ mit „Bald, Kinder, bald!“ zu beantworten. Ach Gott, wie sehen diese schmalen, sonst so bleichen Kindergesichtchen mit dem Anflug der Freudenvöte so eifrig nach der Thüre; aus seiner gewohnten Apathie erwacht ein todkrankes Kind, um zu wissen, „ist es noch nicht Zeit?“ Da muß einmal etwas ganz Besonderes zu erwarten sein!

Allerdings; es steht der Besuch der Damen der Blumenmission in Aussicht! Ein seltenes Liebeswert, das aus einem warmen Herzen entstanden, also auch gewiß zum Herzen sprechen muß.

Diese Mission bleibt London ganz eigen, denn nirgends mag sie wohl durch den Umstand so wirksam sein, den wir fest ins Auge fassen müssen, daß es dort viele Tausende giebt, die in den dunkelsten Ecken der Weltstadt sich verkriechen und verdammt sind, durch ihre eigenen Verhältnisse ja im ewigen Halbdunkel zu leben, ein halbes Menschenalter hindurch keine Wiese, keine Blume, fast keinen Grashalm zu sehen. Auch auf diese Arias des modernen Babylons, die durch plötzliche Krankheit befallen, Aufnahme in einem Spital finden, in dem sie so zu sagen von ewiger Nacht an das Tageslicht wieder befördert werden: wie wunderbar muß hier alles auf sie einwirken!

Zum erstenmal in ihrem Leben sehen sie sich von Liebe umgeben, zum erstenmal umgiebt sie nach langer Zeit eine physisch und moralisch reine Atmosphäre, und da kommen sie in plötzlichem Kontakte mit den zarten Lieblingen der Natur; freundliche Blumensterne lachen sie an, es ist, als läge in jedem weißen, purpurnen oder blauen Kelche etwas, das stumm, aber berebt zu ihren Herzen spricht.

Es ist ein rührender Gedanke, Gottes duftende Lieblinge dem Dienste der Kranken zu weihen. Zu jeder Zeit in London Blumen zu haben, ist kein Leichtes; aber es giebt edle Herzen, die gern den Schmud ihrer Gärten und Treibhäuser plündern, um den Trösterinnen der Kranken ihre Aufgabe zu ermöglichen; so fließen ihnen von allen Seiten des britischen Reiches die lieblichen Blumen zu. Fast jedes Viertel Londons hat seine Blumenmission; alle 14 Tage kommen die Damen zusammen, binden aus den ihnen reichlich zugesandt Gaben kleine zierliche Bouquetchen, heften daran einen Bibelversuch und hauen sie dann in einem mächtigen, mit feuchtem Moos versehenen Korb auf, mit dem sich dann die edlen Herzen an ihren Bestimmungsort begeben.

Cannon Street, Westminster, das deutsche Hospital u. haben alle ihren Blumenmissionstag.

Folgen wir einmal einer dieser Damen in das vorhin erwähnte Haus. Wir haben gesehen, wie sich die Erwartung allmählich gesteigert hat. Eben hält ein Wagen vor dem Hospital; der am Fenster spähende Jüngling, der einzige im Saale, der zum Aufstehen fähig ist, ruft freudig: „Da ist sie!“ Und hinkend, so rasch er eben vermochte, nähert er sich der

Eingangsthüre, um die lang Ersehnte zu begrüßen. Unser junger Kranker ist stolz, sich heute endlich der Dame außer Bett vorstellen zu können.

Sobald sie eingetreten ist, bemerkt sie ihn auch und nickt ihm freundlich zu; sie erlaubt ihm zur Feier seines Aufseins, sich selbst ein Sträußchen mit Spruch aus dem Korbe zu wählen.

„Please Mam,“ sagt bald der übergläubliche Jüngling, „ich möchte um dieses bitten; es waren die ersten Worte, die Sie zu mir sprachen, als ich fast sterbend dalag: „Watch and pray“ (Wachet und betet).“

Gerührt drückte die Dame des jungen Mannes Hand. Sie mochte wohl fühlen, daß hier ihre Arbeit nicht umsonst gewesen war.

Der Blumenkorb wurde auf den Tisch mitten in den Saal gestellt; da war es, als ob auf einmal ein Duft aus märchenhaften Gefilden den Raum erfüllte, als sei plötzlich der junge strahlende Lenz als Gast in jenen Leidensort eingezogen! Manches Auge leuchtete freudig auf, mancher Ausdruck der Bewunderung entfuhr den bleichen Lippen, und die Neulinge schauten dem Treiben neugierig zu.

So wurde der Blumenbehälter seines Inhaltes allmählich beraubt, denn seine Spenderin ging von Reihe zu Reihe, von Bett zu Bett und brachte Liebe und Trost mit. So gehen sie hin, die milden Trösterinnen der Armen und Kranken, die eine Weile durch ihr opfermutiges Walten jene Leidensnot verklären, und Gott geleitet sie und giebt ihren Worten Kraft!

In der Frauenabteilung findet die heute besuchende Dame eine neue Kranke, ein junges Mädchen, deren abgezehrtes Gesicht einen bösen, harten Ausdruck trägt. Spöttisch hört und sieht sie zu, wie sich die Dame über ihre Bettnachbarin beugt, sich zärtlich nach deren Befinden erkundigt und ihr dann ein schönes Sträußchen übergiebt und über die Worte des daran gehefteten Textes spricht.

Als sich ihr die Missionsdame zuwenden will, dreht sie unmutig den Kopf der Wand zu und nimmt sich vor, dem Unsinn kein Gehör zu schenken. Auf alle zärtlich mitleidigen

Fragen giebt sie keine Antwort und verwünscht nur in ihrem bösen Herzen die Geduld der Dame.

Die Pflegerin tritt auf einen Wink herbei und berichtet seufzend: „Ein sehr schwieriger Fall! Mary Hill kam uns gestern zu; sie ist erst 18 Jahre alt, ist widerspenstig und verstockt im höchsten Grade. Ihr Leben ist ein trübes gewesen; die Schwindsucht arbeitet, wie Sie sehen, an einer leider durch eigene Schuld zerrütteten Konstitution.“

Bei dieser Schilderung traten große Thränen in die Augen der Zuhörerin und ein herrlich duftendes Veilchensträußchen aus ihrem Vorrathe wählend, an welchem die Worte „wash me and I shall be whiter than snow“ geheftet waren, trat sie wiederum an das Bett der Kranken, die sie ungeduldig anfuhr mit den Worten:

„Was wollen Sie mit Ihren Blumen! Lassen Sie mich!“

Als sie aber dennoch auf ihrer Decke das Sträußchen gewahrte, streifte sie es sogar hinweg, sodas es zu Boden fiel. Ach! gerade in so harter Weise wies sie ihr Seelenheil von sich, als sie die Liebe der edlen Frau zurückdrängte, die ihr den Weg zum Heil zeigen wollte.

„Armes, armes Kind“, flüsterte jene und hob die Veilchen wieder auf, legte sie zum zweitenmal auf das Bett und ging.

Als Mary ihre vermeintliche Peinigerin sich entfernen sah, atmete sie erleichtert auf; aber ihre Nachbarin, die dem ganzen Vorgange gefolgt war, machte sie auf die Veilchen aufmerksam. Bitter entgegnete das Mädchen:

„Ich habe sie nicht gewollt und nun sind sie doch da; mit dem dummen Zettel mögen sie liegen bleiben, wo sie sind!“ — Und wiederum wandte sie sich mürrisch ab.

Aber die Veilchen hatten ihre Mission verstanden, die dufteten und dufteten, als wollten sie sagen: „Gehe in dich! Wir wollen duften, bis wir dir deine frohe unschuldige Kindheit vor die Seele zaubern. Höre uns nur an, zerdrücke uns nicht in deiner brennenden Hand!“

Und die Veilchen strömten ihre Wohlgerüche mit aller Macht aus, aus jedem Kelche entschwebte eine Bitte um Erhörung. Schon ließen sie matt die Köpfschen hängen, da sprach das Mädchen in sanfterem Tone:

„Wie die Veilchen stark riechen, fast wie — —“ Was

leuchtete da auf einmal in dem krankhaft feuchten Auge des Mädchens? Ein glänzender Tropfen; ist es eine Thräne?

Die Weilschen haben nicht umsonst geduftet, nicht umsonst gefleht, sie haben das harte Herz besiegt! Sie liegt mit geschlossenen Augen, aus denen Thräne um Thräne hervorquillt, ganz stille da; aber an ihrem erwachten Geiste ziehen Bilder aus entschwundenen Zeiten vorüber, Bilder aus der frühen Kindheit, wo vor dem Hause ihres Vaters Weilschen blühten, die alljährlich sein Geburtstagsgeschenk gewesen, die sie zu diesem Zwecke sorgsam gepflegt hatte, — und im fernen Heimatsdorse hieß ja das Haus ihrer Eltern „Violet Cottage!“

Ach ja! gerade so wie jetzt hatten die Weilschen geduftet, gerade so. — Wo waren die Zeiten? Wo die frohe Unschuld ihres Herzens? Versunken in dem Schlamm ihres wüsten Lebens. Warum war sie allen Mahnungen taub gewesen, warum dem Versuchter gefolgt, der ihren kleinen Lebensstahn nun auf öder Klippe hatte zerfchellen lassen?

Nun lag sie hier sterbend und verlassen als eine moralisch Schiffbrüchige. O hätten nur ihre heißen Thränen ihre Schuld abwaschen können, aber —? Was las sie hier: „Wash me, and I shall be whiter than snow!“ (Wasche mich, daß ich schneeweiß werde. Psalm 51, 9).

Unter gewaltigem Schluchzen bebte die ganze abgehärmte Gestalt, da legte sich eine weiche Hand auf die ihre, und eine Stimme sprach leise:

„Kind, was ist mit dir?“ Und das schluchzende Mädchen lag in den Armen der vorhin so schmöde Abgewiesenen. Ihr erzählte sie ihre ganze trübe Vergangenheit, sie sehnte sich nach Vergebung, aber für sie war ja keine! stöhnte sie.

„Noch ist es Zeit, noch brauchst du nicht zu verzweifeln, denn dein Erlöser harret deiner mit Liebe.“

Ja es war noch Zeit, den langmütigen Vater durch Reue zu veröhnen. — Der Todesengel nahte, aber er wich zurück vor den Bitten der edlen Freundin, die also betete: „Nicht eher, Herr, rufe mir diese Seele zurück, als bis das Veröhnungswerk vollbracht!“

Einige Tage später lag Mary in einem Privatzimmer; ihre neue Freundin hatte versprochen nach Violet Cottage zu gehen und die Eltern von der reumütigen Tochter zu grüßen.

Mit Ungeduld wartete sie auf den Besuch der edlen Frau. Da trat eines Mittags ihre Trösterin ein und hielt ihr lächelnd einen Weichenshrauß entgegen mit den Worten: „Aus Violet Cottage!“

Das nach Verzeihung schwachtende Mädchen brach in einen Thränenstrom aus; bald darauf öffnete sich die Thüre, und ein altehrwürdiges Paar trat ein — in den Armen ihrer Eltern lag die schluchzende Tochter!

Noch zwei Tage war es ihr vergönnt, das Glück der Verzeihung zu genießen, Friede war in ihrem Herzen eingezogen, den ihr Gott allein nur geben kann; am dritten Tage hauchte sie ihr junges Leben in den Armen ihrer Mutter aus, aber ihre letzten Worte waren: „Wash me, and I shall be whiter than snow!“

Folgen wir nun auch einmal jener vornehmen Erscheinung, jener Frau mit dem schon ergrauten Haare, mit den wunderfamen Augen, die Herzensgüte und Milde ausstrahlen. Sie hat viel gelitten, aber gerade darum ist ihr Herz so voll Mitleid, darum weiß sie so gut zu trösten, zu raten, zu ermahnen. Sie hat sich als Liebeswerk das Schwerste erkoren, nämlich den Saal der Männer! Sie sind hart und rauh, sie lachen, wenn man ihnen Gottes Wort vorführt, weil sie Gotteslästerer sind; darum möchte sie, wenn der Allmächtige ihren Worten Kraft verleiht, dieselben dem Höllenschlund des Unglaubens und des Lasters entreißen.

„Wie können Sie sich so herabgeben!“ sagt die Welt und zuckt die Achseln; sie antwortet aber der Worte ihres Heilandes eingedenk: „Wisset ihr nicht, daß ich meines Herrn Arbeit thun muß?“ und geht ruhig auf ihrer segensbringenden Bahn weiter.

Sie tritt ein in den Saal, köstlich duften die Blumen in ihrem Korbe. Mancher murrte aber bei ihrem Anblick: „Schon wieder“ oder seufzt mißvergnügt: „Ach so, heute ist Blumenmissionstag“, und wendet sich mißmutig gegen die Wand oder thut, als ob er schlief.

Dies alles ist ihr nichts Neues, aber sie schreitet ruhig weiter; dort in jener Ecke harret ein Sterbender ihrer, sie hat ja ihm den Weg zum besseren Jenseits gezeigt. Eben hat

der Todesengel den Schatten seiner düsteren Flügel über sein Lager gebreitet, der Kranke nicht nach der Hinzutretenden mit mattem Lächeln. „Ich glaube“, sind die Worte, die er mit letzter Kraft laut ausspricht.

Die edle Frau sinkt am Sterbebette in die Knie, und während sie still betet, ist die früher so umnachtete, aber jetzt gläubige Seele zu ihrem Schöpfer entflohen.

Tief ergriffen steht die Betende auf, wendet sich gegen die übrigen Kranken, zeigt auf den eben Entschlafenen und spricht: „Ihr habt es gehört, o folgt seinem Beispiele! jetzt — jetzt mahnt euch Gott durch dieses Toten Anblick und Wort! Muß ich denn immer zu tauben Ohren reden?“

Heute, angesichts der stummen Majestät des Todes verstummt der rohe Spott, willig empfangen die Männer Blumen und Sprüche. Der junge Tote mit verklärtem lächelndem Antlitz ist ihnen ein großes Geheimnis und eine stumme Predigt. Es herrscht Totenstille in dem Saale, da auf einmal spricht eine zitternde Stimme:

„My lady, bitte, hierher!“

Das war das erstmal, daß William J., der junge Dieb, der Dame der Blumenmission freundlich begegnete. Bis jetzt hatte kein Lichtstrahl sein tiefes Seelendunkel erhellt. Frohlockend folgte sie seinem Ruf, setzte sich neben ihm nieder und hörte einer Lebensgeschichte zu, wie sie London tausendfach aufzuweisen hat, die dennoch ihr größtes Mitleid wachrief. Es war ein seltsames Gemisch von Verworfenheit und Gefühl in der Erzählung des jungen Mannes.

„Seit meinem vierzehnten Jahre bin ich ein Dieb. Meinen Eltern habe ich nur Kummer bereitet; ich wollte nicht arbeiten, ließ müßig den Tag über in den Straßen umher, ich hatte meine Freude an dem freien Leben. Da fiel ich eines Tages einem sogenannten Dieberzieher in die Hände; da ich die Arbeit nicht liebte, wollte er mich ein leichtes Handwerk, das sich im Freien ausüben ließ, lehren. Mir auch recht, ich sollte ja arbeiten: ich lernte leicht und kunstgerecht des unachtsamen Publikums Habe in meine Tasche zu versetzen. Das machte mir Spaß, ich brachte manchen Schilling und manche Pennys nach Hause. Wir waren arm; wenn mich die Mutter über die Quelle meines Erwerbes zur Rede stellte, so wußte ich ihr geschickt auszuweichen.“

Die Mutter kränkelte schon lange, das that mir leid, denn ich liebte sie nach meiner Art; endlich wurde sie ernstlich krank, man schrieb ihr bessere Kost vor, aber woher die Mittel nehmen?

Sie wurde immer schlimmer und der Vater arbeitslos. Um Hilfe zu schaffen, beging ich einen größeren Diebstahl, der zur Entdeckung führte.

Ich wurde in das Clerkenwell-Gefängnis gebracht, kam aber schlimmer heraus, als ich hineingekommen war; ich teilte meine Zelle mit hartgesottene Dieben, die meine Kleinmütigkeit verhöhnten und mir mein letztes bißchen Schamgefühl raubten. Ich war erst sechzehn Jahre alt und von Räubern und Mördern umgeben!

Als ich entlassen und meinen Vater am Gefängnisthore meiner wartend fand, folgte ich ihm ungerne.

Zu Hause angelangt, sagte er mir unter bitteren Thränen, meine Mutter sei infolge meiner Verhaftung erlegen. Anstatt daß mich dies weich stimmte, erbitterte es mich; warum hatte man mich eingesperrt und dadurch meine Mutter getödet!

Am Abend jenes Tages führte mich mein Vater an das Grab meiner Mutter — auf dem kleinen Kreuze standen die Worte:

„Now is the accepted time, now is the day of salvation!“ („Jetzt ist der Tag des Heils!“ 2. Korinth. 6, 2).

„Dies, mein Sohn!“ sprach mein Vater, dessen graues Haupt über das Kreuz gebeugt war; „lehre um von deinen schlimmen Wegen, siehe, deine Mutter ruft dir es noch aus dem Grabe zu!“

Es war eine große Mahnung für mich! Ja, ich wollte es versuchen, ehrlich zu werden, an dieser Stätte versprach ich's dem Vater. Ich ging nach Hause und half ihm bei seinem Handwerk, aber das Eingeschlossensein in der dumpfen Werkstatt wurde mir bald lästig; ich sehnte mich nach Abenteuer und Freiheit! Eines Abends lehrte ich nicht zurück; ich brachte die Nacht in einem Korbe in Covent Garden Markt zu. Dort fand ich lustige Kameraden, deren Taschen voll klingender Münzen waren, die meinen aber leer. Sie waren froh, mich wiedergefunden zu haben, und wir hatten einen vergnügten Tag. Als aber der Abend kam, da dreheten sie mir den Rücken, denn ich hatte nicht stehlen wollen; also

blieb mir nichts übrig, als ihre Hohnworte zu schlucken; sie riefen mir zu: „Fülle dir jetzt den Magen mit den Hagelkörnern, die um dich herfallen!“

Ach ja, es hagelte stark, und die dicken Körner schlugen mir erbarmungslos um den Kopf! Da kam ein väterlicher Wanderer an mir vorüber — im Nu besand sich seine Börse in meinem durchnässten Wams!

Mit meiner Beute ging ich einem mir bekannten Logierhause zu; jetzt hatte ich Geld für Nachtlager und Mahlzeit. Meine Skrupel ertränkte ich in reichlichem Getränk und vergaß Vater und Pflicht.

Es vergingen drei Jahre also, mein Heim suchte ich nicht wieder auf; stets verwegenere werdend, weil nie ertappt, rühmte man allezeit mein großes Geschick; da warf mich ein böses Fieber nieder, bewußtlos hatte mich ein Polizist an der Ecke einer Straße von St. Giles gefunden und brachte mich hierher.

Als ich wieder die Besinnung gewann, da waren Wochen vergangen, wie Sie ja wissen. Ich war hart geworden im Laster und wollte nie Ihren Worten Gehör schenken; — da gaben Sie mir nun heute diesen Text, denselben, der auf dem Grabe meiner Mutter steht; — der stille Kamerad dort hat mich erschreckt, und nun der Spruch — es ist mir, als fielen Schuppen von meinen Augen; ich habe gelernt, mich vor mir selbst zu schämen.

O seien Sie barmherzig! Ist es zu spät, um besser zu werden? Der Spruch hier sagt jetzt! Lassen Sie mich, wenn ich genesen sollte, nicht wieder in das alte Leben versinken. Sagen Sie, ist es zu spät?“

Des Kranken knöchernde Hände klammernten sich an den Arm seiner Zuhörerin fest, seine brennenden Lippen haften auf ihren bewegten Zügen, als hing sein Leben von ihren Worten ab, die jetzt wie erquickendes Manna auf sein reuiges Herz fielen:

„Es ist niemals zu spät; jetzt ist es Zeit; armer Schiffbrüchiger auf des Lebens stürmischem Meer lenkte in den sicheren Hafen ein!“

Schon am nächsten Tage vertauschte William den allgemeinen Krankenjaal mit einem stillen Zimmer, wo er dem unheilvollen Einflusse der spöttelnden Kameraden entrückt war. Bald darauf genas er und wurde aus dem Hospital entlassen,

um in das Haus seiner treuen Ratgeberin zu ziehen, bis sich eine passende Gelegenheit zur Auswanderung nach Englands Kolonien fand. Dort soll er geistig und körperlich gedeihen, wovon seine Briefe an seine unvergeßliche Retterin zeugen.

II. Ein Blatt aus dem Tagebuche einer Blumenmissionschwester.

Die Blumenmission beschränkt sich nicht nur auf die Hospitäler Londons, sondern ist unter den Kranken überhaupt verbreitet. Über den Segen dieser Mission schreibt ein eifriger Stadtmissionar an eine in Liebe waltende Dame, wie folgt:

„Ich kann Ihnen unmöglich den wohlthuedenden Einfluß Ihrer Mission in Worten schildern, die Ewigkeit wird Ihnen offenbaren, welche Früchte sie getragen hat. Wie manche Thüre wäre mir verschlossen geblieben, wenn die lieblichen Fürsprecher mir nicht Einlaß verschafft hätten. Hat man mich und meine kleine Spende auch ein erstesmal schönede abgewiesen, so kehrte ich wieder und wurde selten mehr abgewiesen; denn der Herr verleihet den Sieg durch seine Werke!“

Ein zweiter Missionar schreibt:

„Wie die Armen für die kleinste Aufmerksamkeit empfänglich sind, will ich Ihnen durch folgendes beweisen: Eine arme, blinde Greisin in meinem Distrikte machte mir seit langer Zeit Sorge. Durch ihr stetes Alleinsein machte mir seit langer Zeit gegen alle Welt, so auch gegen mich von Unwillen und Troß erfüllt, und es gelang mir nie, bei ihr festen Boden zu fassen. Immer klagte sie mir, daß kein Mensch sich um ihr trostloses Dasein kümmere.

Eines Tages aber gab mir eine Missionsdame einen herrlich duftenden Blumenstrauß für meine Alte. Der daran gehaftete Spruch war ihrem Leiden und geistigen Zustand angepaßt. Als ich ihr beides überreichte, war sie sichtlich erfreut und bemerkte:

„Wie herrlich sie duften, ich habe schon seit Jahren keine Blumen besessen!“

„So“, sagte ich, „desto lieber ist mir's, daß man mir diese schöne Spende für Euch gegeben. Sie haben bei der Blumen-

mission eine Freundin, die Ihnen die herrlich duftenden Blüten mit einem lieben Gruße geschickt hat!“

„Wie“ frug sie erstaunt und ergriff meine Hand, „so denkt wirklich jemand auch an mich?“ Ein Lächeln, das ich noch nie auf ihrem verwitterten Antlitz gewahrt hatte, verbreitete sich über ihr ganzes Wesen.

Dieser weiche Moment mußte benutzt werden, um sie zu überzeugen, daß ein Höherer, Mächtigerer als wir Menschen, auch ihrer nicht vergessen hatte.

Es gelang; von diesem Tage an war die alte Bitterkeit und der alte Troß verschwunden.

Die Philanthropie nimmt oft eigene Gestalten an. Möge es ihr gelingen, unsere armen Mitbürger zu überzeugen, daß allen recht fühlenden Menschen ihre Leiden nicht gleichgiltig sind! Möge sie den ungerechten Haß gegen die höheren Klassen im Keime ersticken, der den Grund legt zu gefährlichen demokratischen Umtrieben, die das wohlwollendste Herz entfremden müßten, und die soziale Frage nur um so vieles schwieriger macht, als sie schon ist.

Wenn in England in Werken der Philanthropie solche Namen wie Lord Shaftesbury, Lord Shaftkanzler Cairns, die Herzogin von Marlborough, von Argyll, Lady Aberdeen oben an stehen: so könnte ich in unserem deutschen Vaterlande Fürstinnen aufweisen, deren Hände für die Armen stets rege, stets offen sind; die den fehlenden Impuls zu hunderten von segensreichen Anstalten gegeben haben und geben; deren Schritt und Tritt von den Segenswünschen der Armen begleitet werden sollten, anstatt daß man sie einer Unachtsamkeit der Bedürfnisse ihrer Landeskinde schilt.

Von den englischen Armen könnten die unseren allerdings viel lernen. Ihre Lage, so traurig sie auch sein mag, ist von dem Trostlosen der englischen Armen so verschieden wie Tag und Nacht. Solche Leiden wie London aufweist, sind unsern Leuten fremd; und mit welcher namenlosen Geduld wird dort das viel schwerere Geschick getragen. Warum? weil die meisten in ihrem Innern eins rein erhalten, an das sie sich klammern, wie der Ertrinkende an einen Strohalm, an ihren Glauben!

Und umgiebt sie der Sturm des Lebens mit noch so vielen Plagen: „Gott wird hören, Gottes Ohr ist unserm Herzen nahe, um seine Regungen zu erfahren!“ das sagen sie

und nach dem handeln sie. Warum wankt der Glaube, warum fehlt das Gottvertrauen bei uns? Warum ist in unsern Heimstätten Gottes Wort ein fremdes Buch? Die schwerverdienten Penny werden in England oft mühsam gepart, um den Ankauf einer Bibel zu ermöglichen. Die lehrt sie dulden, tragen, hoffen, und wo der Glaube ist, ist keine Nacht.

Nun möchte ich meine geduligen Leser bitten, mir in eine der schlimmsten Lokalitäten Londons zu folgen, mit mir frisch hinein einen Blick in die soziale Wüste des Londoner Nachtlebens am hellen Tage zu werfen, dann mit mir einige Spelunken zu besuchen, die den Menschen als Wohnungen dienen.

Wir gelangen allerdings in einen Pfuhl der Verkommenheit, aber es giebt auch darin Perlen. Sumpfsilikien, die in diesem Moraste geduldig die Schuld tragen und ausbarren in Gottvertrauen.

Die hohen haufälligen Häuser erheben sich zu beiden Seiten der engen Sackgasse; man wundert sich, daß sie überhaupt noch zusammenhalten; dort droht ein Schornstein, hier ein Dach einzufallen, fast nirgends sind Fensterscheiben zu erblicken. Der Himmel schaut nur als schmaler Streifen herab in das irdische Dunkel, die liebe Sonne verirrt sich nie in das Eulennest, worüber stets eine Fäulnis brütende Atmosphäre wie eine unheilvolle Wolke schwebt. Aus den thürlosen Häusern dringt nur Moderluft heraus, der feuchte Lehmboden erzeugt Krankheiten; bleiche Frauen mit gespensterhaften kleinen Wesen auf den Armen, gar manchesmal auch zwei, stehen halb bekleidet an die fast wankenden Mauern gelehnt, während die größeren Kinder in ungetrübter Heiterkeit halb nackt in den Gassen und stehenden Pfützen waten“.

So beschrieb einer der beredtesten Schriftsteller *Stony Alley* den *Apple tree Court*, im berühmten Osten von London.

Wirr durcheinander tönen Menschenstimmen in Zank und Klagen, in Bitten und Klagen; da auf einmal erscheint etwas am Eingang dieser Sackgasse — etwas Lichtes, Strahlendes, das diese Wüste mit seiner Schöne verklärt! Es lebt und duftet, ist gekommen, um mit diesen bethörten und kummervollen Herzen zu reden, es hat eine Mission zu erfüllen. Welch' ein Anblick! Dieses Schöne, Reine in nächster Verührung mit der sündhaften Menschheit hier!

Allgemeine Bücherammlung. XXX.

Im schwarzen Kleide mit weißem Häubchen bekleidet, folgt dieser wunderbaren Erscheinung eine sanft blickende, lächelnde Frau; nicht graut es ihr vor diesem verpönten Orte, nein! sie kommt und liebt ihn, es ist ihr großes Arbeitsfeld, wo die Ähren dicht und schwerbeladen stehen.

Neben ihr auf einem niederen Karren von einem willigen Lenker wird ihr großer treuer Helfer gefahren, der harte Herzen zu erweichen weiß: ihr Blumenmissionskorb mit all seinen sorgfältig gebundenen Sträußchen, alle mit Worten aus Gottes Schatzkästlein, der heiligen Schrift versehen!

Sie ist die Blumenmissionschwester. Langsam dringt das blühende Wunder in die Wüste ein, von allen, die es erblicken, jubelnd begrüßt.

„Die Blumendame,“ schrien die verwegensten Burschen, die eben noch rauflustig ihre derben Fäuste aneinander probiert haben.

„Mutter, die Blumendame, hörst du!“ ruft ein krankes Kind: „hebe mich auf, daß ich sie sehen kann.“

Kranke Mütter freuen sich auf den Besuch, der ihnen gewiß gilt; rohe Männer machen dem Korbe und der Dame höflich grüßend Platz.

Es ist, als sei etwas Heiliges zu ihnen gedrungen; bald umsteht eine seltsame Menschenmenge den Korb, struppige Gesellen, bleiche Frauen, Knaben, Mädchen, alle sehnüchtig die Hände nach einer Gabe austreckend.

Die Blumenmissionschwester hat genug zu thun, bis sie alle befriedigt hat, doch wagt es keiner, auf sie stürmisch oder unsanft einzudrängen; aber sie muß weiter ziehen, „down Stoney Alley“, am Ende der schmutzigen Gasse, da wollen auch andere die dufenden Boten Gottes sehen.

Wieder ist der Korb zum Stehen gebracht. Da tritt ein bleiches Mädchen von etwa acht Jahren an die Schwester Ann heran. Das Kind sieht erbarmungswürdig aus, der Hunger schaut ihm zu den dunklen Augenhöhlen heraus, zagend spricht es: „Please Mamm, I wants a flower for mother!“ (Bitte, Madame, ich möchte eine Blume für Mutter).

„Nun, Naney“, erwidert jene, die das Kind schon kennt, „wähle selbst!“

Das ist aber schwer; Naney kann zwar lesen, denn sie hat einen Winter die Sonntagsschule besucht.

„Komm, ich helfe dir, Kind!“ sagte Schwester Ann, die ihre Verlegenheit wahrgenommen hat, dabei fragt sie: „Wie steht es mit der Mutter?“ Da stürzen große Thränen, die schon lange nur mühsam zurückgehalten waren, aus den Augen der Kleinen. „Ich verstehe“, spricht die Schwester mit-leidig; „warte, wir gehen zusammen zu ihr!“

Jetzt kommt gesenkten Hauptes eine fremde Frau auf den Blumenkorb zu. Aber ihrem verhärmtten Gesicht liegt ein Ausdruck unbeschreiblichen Schmerzes, ihre Stimme klingt hohl, während sie kurzweg sagt: „I want a flower!“

Ein kleines Sträußchen fällt aus dem Korbe zu Boden, es ist schneeweiß und daran hängt der Text:

„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!“ In krampfhaften Schluchzen erbebt die hagere Gestalt und die Frau eilt, ohne ein Wort zu sagen, hinweg. Trau-rig folgt ihr Schwester Ann mit dem Blick, „eine neue Kranke,“ dachte sie und seufzte.

Doch hat sie noch viel zu thun, auch ihren kranken Lieb-lingen muß sie einen duftenden Gruß bringen, mancher alten Kranken Trostworte zusprechen; viele wollen den am Sträuß-chen angehefteten Spruch in ihrer Bibel aufgesucht haben. Sie soll ihn auch dem so oft betrunkenen Manne erklären, da-mit er besser werde; ihr gutes Herz zieht sich voll Weh zu-sammen über all' dem Glend, das sie sieht; sie lindert, wo sie kann, und die lieben Frühlingsboten helfen mit; sie leuchten so schön in das Dunkel dieser Menschenleben hinein, sie führen Gottes Sprache!

Naney wartet noch immer; mit ihren geisterhaften Augen verfolgt sie jede Bewegung von Schwester Ann.

Nun ist sie bis zum Ende der Sadgasse angelangt, sie kehrt aber jetzt in das Haus ein, in dessen Dunkel die Frau ver-schwunden. Es regt sich nichts in dem kellerartigen Raume, in den sie tritt; sie muß sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, ehe sie in einer Ecke eine Frauengestalt lauern sieht.

Sie muß jene erst stark berühren, ehe sie sich bewegt, und auf schlechtem Stroh, nur von einem alten Tuche bedeckt, sieht sie die nackte Gestalt eines etwa zweijährigen Knaben liegen. Blonde Locken umwallen des lieblichen Kindes Stirne; um ihn zu er-nähren, hat die Mutter offenbar selbst gedarbt, denn die Glieder-schen sind rund, das Gesichtchen zart, aber nicht abgemagert.

Auf dem kleinen Herzen, das nun ganz stille geworden ist, lag als einzige Fierde das weiße Sträußchen!

„Arme Mutter“, sprach Schwester Ann mit vor Rührung bebender Stimme; „kann ich nichts für Euch thun?“

Mit wirren Augen sah die Ärmste hastig auf und begann zu singen:

„Sleep my darling, thou art weary,
God is good, but life is dreary!“
(„Schlaf, mein Liebling, du bist müde;
Gott ist gut, doch mein Leben trübe!“)

Das Wiegenlied der Armen, das herzergreifende Lied hier? Deutlich erkannte jene milde Trösterin, daß über des Kindes Tod die Sinne der armen Mutter geschwunden waren. Schon zeigte der Knabe die untrüglichen Zeichen einer nahen Auflösung; Thränen, heiße Thränen des Mitleides fielen auf die kleine Leiche herab.

„Ich komme wieder“, sagte sie und nahm Naney's Hand die an der Thüre wartete, und ging.

Im letzten Hause traten beide ein; zwei halbnaakte Kinder sprangen ihnen entgegen, die ältere Schwester mahnte: „Stille, die Mutter schläft ja!“ Sie raffte ein weinendes Baby vom Boden auf und suchte es mütterlich zu beschwichtigen. Aber all' ihre Liebe half nicht so viel wie ein Stück Brot, das Schwester Ann dem kleinen Schreier verabreichte.

„Die Mutter schläft“, wiederholte Naney, als Ann die Frau berühren wollte, die auf einer elenden Matratze in einer Ecke lag; ihr Gesicht, das sahle, bleiche, war der feuchten Wand zugekehrt. Eiskalt war aber die abgekehrte Hand, die vom Lager herabhing — auf den ersten Blick erkannte die Schwester, wie es auch hier stand. Die Mutter schlief — aber um nimmermehr zu erwachen!

Still ging sie hinaus, holte ihren allerdings schon klein gewordenen Blumenvorrat herein, löste die frommen Sprüche ab bis auf einen und bedeckte die Tote damit; dann scharte sie die Kleinen um das ärmliche Totenbett, legte den Arm liebend um Naney, kniete nieder mit ihnen und betete.

Mit großen verwunderten Augen folgten die Kinder jedem Wink der Schwester, endlich sagte sie: „Kinder, eure Mutter ist tot, Gott hat sie heimgeholt. Jetzt kommt mit mir, für uns ist hier nichts mehr zu thun!“

Schon wollte sie sich abwenden und gehen, aber Naney weigerte sich und sprach:

„Nein, wir dürfen nicht fort, die Mutter hat gesagt, ehe sie einschlief: Naney, ich bin so müde — ich möchte einmal recht ausruhen. Kinder, bleibt bei mir!“

Zu Thränen gerührt, suchte Ann dem pflichttreuen Kinde begreiflich zu machen, was Todsein bedeute; als es ihr endlich gelang, schluchzte das Kind:

„O du gute Mutter, wie warst du so gut, wie hast du für uns gesorgt, als der Vater dich und uns verlassen hatte! O Mutter, Mutter!“

Nur mit Mühe gelang es, das Kind von der Leiche zu trennen, welche der Text als einziger Schmutz zierte:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben!“

Dies die treue Erzählung eines Tages in dem Leben einer Blumenmissionsdame!

VIII.

Barnardos Edinburgh Castle.

Eine der wichtigsten philanthropischen Bewegungen ist unstreitig das Entstehen der Kaffeepaläste in London.

Barnardo hat deren zwei gegründet Dublin Castle und Edinburgh Castle. Es stand einstmals in der Gegend von Limehouse — ein durch den Regent Canal durchgeschnittener Stadtteil des östlichen Londons — ein großes Gebäude, Edinburgh Castle genannt; die schwarzgrauen Fluten des Kanals wälzten sich aber zwischen den finstern, höhlenartigen Behausungen der Verkommenheit und des Lasters träge hindurch. Edinburgh Castle aber beherrschte einen großen Platz, und sein bedrohlicher Einfluß erstreckte sich weit über das, was man Low London nennt. Dieses Haus war eine großartige Gin-Kneipe und der allerberühmteste Sammelort der verkommenen Menschheit. In den Trinklokalen traf die obzönste Gesellschaft zusammen, und daran stoßend befand sich ein Penny Gaff, (Penny-Theater) worin allabendlich Vorstellungen abgehalten